

Fachkongress:

Raus aus der Krise – Krisenkompetenz und Krisenintervention in Jugendhilfe und Kinderschutz

11./12. August 2008 in Mainz

Morgen seid ihr ein Problem los! Krisenintervention bei suizidaler Gefährdung von Kindern und Jugendlichen

Anita Pachaly

Einstimmung in das Thema

„Morgen seid ihr ein Problem los!“ Dieser Ausruf einer 16 Jahre alten Schülerin, die Selbsttötungsgedanken hatte, gibt uns Auskunft über die Stimmungslage Jugendlicher in einer suizidalen Krise. Darin sind Affekte mit einer Mischung aus Not, tiefer Verzweiflung und Resignation, aber auch Wut und Trotz, enthalten.

Die meisten Jugendlichen, mit denen wir es in der Beratungsstelle „Neuhland“ in Berlin zu tun haben, wollen sich nicht töten. Sondern sie wollen auf ihre Konflikte hinweisen, mit allen Mitteln, radikal. Weil sie erfahren haben und weil sie denken, nur so gehört zu werden.

Das Thema suizidale Gefährdung von Kindern und Jugendlichen ist vielschichtig und komplex. Es berührt tief, sowohl die betroffenen Familien und nahen Bezugspersonen als auch – mit unterschiedlichen Aspekten – die Professionellen selbst. Folgende Reaktionen sind oft zu hören: „Warum denn ...“ und „er oder sie hat doch das Leben noch vor sich ...“ und – angesichts des vermeintlichen Anlasses – „deswegen bringt man sich doch nicht um!“

In diesen Reaktionen schwingt ein gewisses Unverständnis mit, das neben der tatsächlichen Ungewissheit über die Motive, die Jugendliche zu einer Suizidhandlung prädisponieren, meiner Erfahrung nach noch anderen Zwecken dient: Es soll die Ängste minimieren, es wirkt kontraphobisch, und diese Reaktion ist wiederum sehr verständlich angesichts der existentiellen Bedrohung. Die WHO hat ermittelt, dass durch den Suizid eines Menschen mindestens sechs weitere Personen aus dem unmittelbaren Nahbereich betroffen sind.

Ich habe für diesen Vortrag den Fokus auf folgende Themenschwerpunkte gelegt:

Die Besonderheiten der jugendlichen Krise

Krise und Familie

Krisenintervention

Grenzen der Verantwortlichkeit

In Anlehnung an Sigmund Freuds Phasenmodell der psychosozialen Entwicklung bis zur reifen Persönlichkeit hat Erikson (a.a.O., S. 135) ein Konzept der vom Lebensalter abhängigen und anstehenden Entwicklungsaufgaben erarbeitet. Er hat acht Lebensalterszyklen konzipiert. In jedem Zyklus steht ein Gegensatzpaar von Entwicklungsaufgabe einerseits und deren Beeinträchtigung andererseits, die bis zur Krise führen kann. Das Lebensalter der Adoleszenz beinhaltet das Gegensatzpaar: „Identität versus Identitätsverwirrung“. Erikson stellte dazu fest: „Im allgemeinen ist es die Unfähigkeit, sich auf eine berufliche Identität festzulegen, die die meisten jungen Leute verwirrt. Um selbst nicht auseinanderzufallen, überidentifizieren sie sich mit den Helden von Cliques und

Massen, bis zu einem scheinbar völligen Verlust der Individualität (...) Was die jugendliche Liebe angeht, ist sie in weitgehendem Maß ein Versuch, zu einer Definition der eigenen Identität zu gelangen, indem man sein undeutliches Selbst-Bild auf einen anderen projiziert und es so zurückgeworfen und allmählich geklärt sieht“.

Wir können uns den Besonderheiten der jugendlichen Krise also annähern, wenn wir uns vor Augen führen, dass Pubertät und Adoleszenz an sich schon große Entwicklungskrisen sind. Denn die psychosexuellen Reifungsprozesse stellen Jugendliche und Heranwachsende vor ungewohnte Herausforderungen. Der allmähliche oder je nachdem auch fortgeschrittene Beginn der Geschlechtsreife stellt Mädchen und Jungen vor die Aufgabe, die körperlichen Veränderungen anzunehmen, sie zu bejahen. Das ist aber nicht leicht, denken Sie an asymmetrische Wachstumsphasen.

Das psychische Erleben ist geprägt von großer Empfindsamkeit und Verunsicherung gerade dann, wenn die Pubertät früh einsetzt, was bei Mädchen schon mit zehn, elf Jahren der Fall sein kann und oft schamvoll erlebt wird.

Jugendliche fühlen sich chaotisch, hin- und hergerissen zwischen zwiespältigen Bedürfnissen und Bestrebungen, z.B. nach Intimität und Anlehnung, aber auch nach Rückzug und Selbständigkeit. Eltern verzweifelt oft, weil sie das Gefühl haben, alles nur falsch machen zu können. Die Adoleszenz bedeutet eine Zeit des Abschiednehmens von der Kindheit und auch vom kindlichen Körper. Ein Selbstentwurf für die Erwachsenenrolle ist aber noch nicht verfügbar. Wichtige Identitätsbildungsprozesse, z.B. bezogen auf die geschlechtliche Identität, auf die berufliche Zukunft, auf moralische Werte und Maßstäbe, sind zu bewältigen. Parallel auch noch die schwierige Ablösung vom Elternhaus sowie das Erleben und zugleich – relativ häufig – das schmerzlich erlebte Scheitern der ersten Liebesbeziehungen.

Diese Entwicklungsaufgaben erfordern eine hinreichend stabile Selbststruktur, damit Frustrationen, Kränkungen, Trennungen und die Suche nach innerer und äußerer Orientierung gelingen kann. Aber: In diesen stürmischen Entwicklungsphasen werden Affekte sehr intensiv erlebt. Es besteht eine große Affektlabilität. Trotz und Abhängigkeitswünsche dominieren und alternieren mit autarken Wünschen und Gebärden. Das im Gewande von Überheblichkeit, Arroganz und Egozentrik erscheinende Verhalten vieler Adoleszenten kann als kontraphobisch interpretiert werden. Es dient dazu, die Erschütterung des Selbstwertgefühls und die Identitätsdiffusionen ertragen zu können.

Charakteristisch und als Entwicklungsschritt notwendig ist die Abwendung von den Eltern und die Hinwendung zu Gleichaltrigen. Winnicott hat bereits 1965 trefflich konstatiert:

„Eltern ... geraten in Verwirrung über ihre Rolle. Sie stellen fest, dass sie viel Geld bezahlen, um ihre eigenen Kinder in die Lage zu versetzen, sich über sie lustig zu machen ... oder sie stellen fest, dass sie gebraucht werden als Menschen, die man vernachlässigt.“

Befunde zu geschlechtsspezifischen Merkmalen in den Pubertäts- und Adoleszenzphasen erscheinen z.T. widersprüchlich. Verschiedene Studien ergaben, dass Mädchen eher durch soziale Faktoren, Jungen eher durch schulische gestresst im Sinne von belastet sind. Die PISA-Studien und eine norwegische Studie, beide aus dem Jahre 2006, referieren den umgekehrten Sachverhalt, nämlich dass Mädchen schulisch mehr Stress erleben als Jungen.

Vielleicht sind Ursachen dieser Widersprüchlichkeit in sich verändernden sozialen Rollenzuweisungen zu suchen. Spannender ist ja vielleicht, ob der Umgang mit Stress geschlechtsspezifisch differiert. Als gesichert wird in den zitierten Studien angenommen, dass Mädchen im Vergleich zu Jungen signifikant mehr soziale Unterstützung suchen. Dieser Befund entspricht auch unseren Erfahrungen. Dabei gelten weibliche Jugendliche als anfälliger für depressive Verarbeitungsformen, weil sie sich übermäßig gedanklich mit Beziehungskonflikten beschäftigen. Sie neigen deutlich mehr als männliche Jugendliche zum Grübeln und geben sich mehr resignativen Fantasien hin. Jungen dagegen fallen eher auf durch ein erhöhtes aggressives Potential mit dem Risiko der Entwicklung externalisierter Störungen. Günstig wirkt sich also bei Jungen aus, dass sie sich vor negativen Emotionen besser schützen können, indem sie z.B. Probleme eher bagatellisieren. Andererseits kann das zur Folge haben, dass Jungen stärker von einer plötzlich hereinbrechenden Krise überrascht werden und psychisch überfordert reagieren, weil sie weniger vorbereitet, weniger „trainiert“ sind.

Fest steht, dass Mädchen im Vergleich zu Jungen mehr Suizidversuche verüben und selbstverletzendes Verhalten aufweisen. Dagegen weisen männliche Jugendliche und junge Männer bis zum 25. Lebensjahr eine deutlich höhere Suizidrate aus. Im Jahre 2003 waren 179 Suizide von

männlichen Adoleszenten zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr verübt worden gegenüber 65 Suiziden von weiblichen der gleichen Altersstufe. Die Gruppe junger Menschen wird in Untersuchungen bis 25 Jahre gefasst.

Im Jahr 2003 haben sich 715 junge Menschen das Leben genommen. Täglich sterben also ein bis zwei junge Menschen durch Suizid in Deutschland. Die Zahlen sind relativ konstant seit 1990. Für die Gruppe junger Menschen kommen auf jeden vollendeten Suizid ca. 20 bis 30 Suizidversuche. (Angaben: Statistisches Bundesamt).

Ich komme jetzt zum Themenschwerpunkt Krise und Familie. Lassen Sie mich mit der Schilderung von typischen Alltagssituationen beginnen.

Wir treffen in der Beratungsstelle „Neuhland e.V.“ oft auf Eltern, die von ihren heranwachsenden Kindern ein Übermaß an Anpassungsleistungen bezüglich der zu erledigenden häuslichen Aufgaben und Pflichten verlangen. Gleichermäßen sollen sie allen schulischen Anforderungen Genüge leisten und darüber hinaus noch mehr lernen, um ja nicht den Anschluss zu verlieren. Natürlich sind die dahinter liegenden Sorgen der Eltern, die sich meistens um die beruflichen Zukunftschancen ihrer Kinder drehen, sehr verständlich. Ich spreche hier aber von einem Übermaß, von einer Pflichterfüllungsmentalität, welche Erwachsene für sich beanspruchen können. Ihre pubertierenden Kinder sind aber noch nicht erwachsen, wollen es noch nicht sein oder wollen es nie werden, jedenfalls nicht so wie die Erwachsenen um sie herum, auf keinen Fall so wie die eigenen Eltern.

Weiter gebe ich zu bedenken – wie schon erwähnt – dass Jugendliche sich im Zustand eines äußerst labilen Gleichgewichts, eines inneren Chaos, befinden. Im unaufgeräumten Zimmer der Tochter oder des Sohnes finden wir das Chaos in materialisierter Form wieder. Ich versuche in solchen Fällen, Eltern an ihre eigenen Pubertätsphasen zu erinnern. Manchmal hält das „Aha-Erinnerungsbild“ zum Vorteil ihrer Kinder an.

Anders verhält es sich bei schweren, chronifizierten Konfliktlagen in Familien. Die Suizidalität eines Kindes oder Jugendlichen weist immer auch auf Störungen im Familiensystem hin. Die Botschaft in der Suizidfantasie des Jugendlichen könnte lauten: „Ich weiß nicht mehr weiter. So kann ich nicht, will ich nicht weiterleben.“ Die Botschaft „ich weiß nicht mehr weiter“ beinhaltet den brennenden Wunsch, dass etwas unerträglich Konflikthaftes verschwinden möge, und sie zeigt gleichermaßen an, dass der Glaube an die eigenen Fähigkeiten, an einer Veränderung aktiv mitzuwirken zu können, verloren gegangen ist.

Die meisten Jugendlichen, die Suizidhandlungen begehen, wollen nicht entweder sterben oder leben. Sie wollen beides gleichzeitig, gewöhnlich das eine mehr – oder viel mehr – als das andere. (Stengel, a.a.O.) Unsere Erfahrung ist, dass „das eine mehr – oder viel mehr“: „Ich will leben!“ heißt.

Die Praxis zeigt, dass die suizidal zugespitzte Krise Jugendlicher eine oft schon lang andauernde Krise der Familie widerspiegelt. Wenn wir den familiären Hintergrund und die spezifische Familiendynamik zugespitzter, suizidaler Krisen im Kindes- und Jugendalter kennenlernen, treffen wir in vielen Fällen auf psychische Störungen eines Elternteils, nicht selten auch beider Elternteile. Oft ist die elterliche Paarbeziehung massiv beeinträchtigt, dabei fällt als Phänomen Sprachlosigkeit auf. Das Elternpaar vermeidet die Metakommunikation, d.h. den symbolischen und realen Austausch über die Qualität seiner Beziehung und der Beziehung zu den Kindern. Das bedeutet, dass emotionale Erlebnisinhalte, z.B. Erwartungen, Wünsche, Sehnsüchte, aber auch Ängste, Enttäuschungen, Ärger, bereits in der Paarbeziehung und schließlich in der Eltern-Kind-Beziehung versanden bzw. in einem Klima fortgesetzten Schweigens verdeckt agiert werden. Die Möglichkeit, Konflikte miteinander zu lösen, Verhaltenskorrekturen vorzunehmen, ist auf diese Weise ausgeschlossen, Gefühlswelten bleiben verschlossen. Das Kind wird allein gelassen wichtiger Reifungsschritte beraubt.

Eine kleine Vignette mag Ihnen das veranschaulichen: Ein 15-jähriger Jugendlicher antwortete auf meinen Vorschlag, dass er sich mit seiner Mutter auseinandersetze in einer ernsten Meinungsverschiedenheit, dass genau das ein Problem sei: Er könne sich nicht auseinandersetzen, weil seine Mutter das nicht aushalte. Sie harmonisiere immer alles, beschwichtige, verlange Wiedergutmachungsgesten, und sie ver falle in tiefe Traurigkeit, wenn der Sohn sich streiten will. „Meine Mutter kann keinen Konflikt halten“, ist seine bittere Erkenntnis.

Lebt das Kind oder der Jugendliche in einer Einrichtung, fungieren die Betreuer als Äquivalent für die Eltern, das heißt sie sind Träger der vom Jugendlichen übertragenen Beziehungskonstellationen.

Ängste, Sehnsüchte, Enttäuschungen, Wut- und Racheimpulse werden stellvertretend auf sie projiziert. Auch auf Mitbewohner und nicht selten auf die gesamte Wohneinheit, was der Betreuerseite ein hohes Maß an Empathie und professionellem Handlungsrepertoire abfordert.

Ich möchte jetzt überleiten zum Themenschwerpunkt Krisenintervention.

Der Erstkontakt mit einem suizidalen Jugendlichen dient primär der Einschätzung der Suizidgefährdung.

Hat der Jugendliche einen Suizidversuch verübt, sind folgende Fragen zu stellen wichtig:

In welcher Situation war der Entschluss gefasst worden?

War der Suizidversuch geplant oder ein plötzlicher Impuls?

Wo wurde der Suizidversuch verübt?

Welches Mittel wurde gewählt?

Wir unterscheiden zwischen der auslösenden Krisensituation und dahinter liegenden, den Jugendlichen selbst oft verborgenen, Konflikten. Beispiel Trennung: Reagiert ein Jugendlicher mit Suizidimpulsen auf eine Trennungssituation, kann das ein Hinweis sein auf frühere Trennungen, z.B. die Scheidung der Eltern, die nicht ausreichend betrauert werden konnte. Oft mit Rücksicht auf den zurückbleibenden Elternteil nicht, wenn auch dieser die Affekte von Verzweiflung, Wut, Enttäuschung und Trauer abgewehrt hat.

Es ist ein großer Unterschied, ob einem plötzlichen Impuls gefolgt wurde, oder ob es eine lange Vorbereitung und Planung gegeben hat. Bedeutsam ist, wie und wo der Suizidversuch gemacht wurde, um zu erfassen, ob – meistens unbewusst – Rettungsmöglichkeiten eingerichtet worden sind. Welches Mittel gewählt wurde, z.B. die Tabletten aus der elterlichen Apotheke, kann einen Hinweis enthalten, gegen wen sich die Handlung in erster Linie richtet als Botschaft.

Wurde kein Suizidversuch verübt, sollte der Suizidfantasie bis ins Detail Raum gegeben werden. Fragen sollten im Konjunktiv gestellt werden, damit sie keine drängende Einfärbung enthalten. Die Fantasie belebt und verdeutlicht sehr genau die innere Dynamik und auch die äußere Beziehungsstruktur. Indem sie mitgeteilt wird, kann ein anderer Mensch in die bedrohliche Dynamik einbezogen werden, was sehr entlastend wirkt. Ein bisher abgeschotteter innerer Gefühlsbereich wird zugänglich und Bestandteil einer äußeren Beziehung. Der Jugendliche ist dann mit seinen ängstigen Fantasien nicht mehr allein. Sie sind im Gegenteil zu einem bewussten Thema der Beziehungsgestaltung zum Helfer geworden.

Grundsätzlich ist eine einfühlsame, taktvolle Gesprächsführung angemessen. Meistens reagieren Jugendliche spontan zustimmend, wenn ich z.B. sage, sie hätten keinen Grund, mir gleich zu vertrauen – schließlich bin ich ihnen fremd – aber es sei oft ein Vorteil, wenn jemand von außen auf ein Problem schaut.

Wichtig ist, die krisenauslösende Konfliktsituation mit dem Jugendlichen gemeinsam zu entschlüsseln und zu benennen, nicht um den „heißen Brei“ herumzureden. Es kann sein, dass ich die konfliktauslösende Szene oder einen Affekt nicht sofort verstehe und deshalb nachfrage. Das irritiert Jugendliche nicht, sondern sie fühlen sich ernst genommen. Dabei ist aber ein zu viel nachfragen verfehlt, denn damit würden die Suizidfantasien mit ihrem emotionalen Gehalt zugeschüttet.

Am Ende des Erstgesprächs müssen klare Verabredungen für das weitere Vorgehen getroffen werden. Z.B. ist zu klären, wie eingreifend und schützend die Interventionen zu planen sind. Unter Umständen ist eine vorübergehende stationäre Aufnahme in einer Kriseneinrichtung oder – im Notfall – in einer Klinik einzuleiten. „Neuhland“ in Berlin unterhält eine solche Krisenwohnung und kann in Absprache mit dem zuständigen Jugendamt als Kostenträger eine Unterbringung anbieten. In allen Fällen sind die sorgeberechtigten Eltern einzubeziehen. Es kommt extrem selten vor, dass diese die Zustimmung für eine Unterbringung verweigern.

Die Fragen nach Suizidfantasien können auch von Angehörigen anderer Berufsgruppen gestellt werden, denen sich ein Jugendlicher anvertraut. Gerade im sozialen Nahbereich, Schule, Hort, Nachbarschaft, Sportverein, wählen Kinder und Jugendliche bevorzugt Vertrauenspersonen aus. Sich einzulassen auf ein Krisengespräch bedeutet für die Vertrauensperson nicht, Verantwortung für das Leben des Jugendlichen zu übernehmen. Wichtig ist zu erkennen, wann professionelle Dritte hinzuzuziehen sind bzw. wann die Eltern einzubeziehen sind. Ich werde gleich an einem Fallbeispiel Näheres zum Thema Verantwortung erläutern.

Grundlegende Handlungsprinzipien einer Krisenintervention sind:

Rascher Beginn
Beziehungsangebot
Fokussierung auf die aktuelle Problemlage
Aktiver und strukturierter Interventionsstil
Ressourcenorientierung.

Das Beziehungsangebot beinhaltet vor allem ein Halten der Beziehung schon im Erstkontakt. Die Berater regen an, Gefühle wahrzunehmen, zuzulassen, auch scheinbar widersprüchliche, konflikthafte, negative.

Es kann eine notwendige Intervention sein zu fragen, welcher nahe stehende Mensch am Grab stehen würde im Falle eines Suizids ... und wie er reagieren würde, mit welchen Worten. Eine nützliche Intervention ist es, nicht schnell nach Lösungen zu suchen – Ausnahme Notfall! Vielmehr sollten Zeit und Raum zur Verfügung gestellt werden, damit die suizidalen Impulse sein dürfen. Denn sie sind der Schlüssel zum Verständnis der Konflikte, unter denen der Jugendliche leidet. Sie bilden außerdem die Schwelle, an der die zugespitzte Krise sich wenden, sich für eine konstruktive Lösung öffnen, kann.

Ich möchte Ihnen das anhand eines Beispiels verdeutlichen:

Ein 17-jähriger Schüler kam mit seinen Großeltern zum Erstgespräch wegen Suizidgedanken. Dahinter verbargen sich übergroße Schuldgefühle, die ihn nicht mehr losließen, nachdem er sich von seiner Freundin getrennt hatte. Aus seinen Erzählungen war zu erschließen, dass die Freundin sehr kontrollierend war und von ihm verlangte, dass er seinen geliebten Sport und seine männlichen Freunde hintan stellte. Er hatte sich dieser Forderung über viele Monate unterworfen – diese Rollenübernahme entsprach nämlich den Erwartungen, welche die alleinerziehende Mutter von ihm ebenso eingefordert hatte. Schließlich überwogen aber doch seine Wünsche nach Unabhängigkeit.

Dennoch quälte er sich weiter mit Selbstvorwürfen. Die therapeutischen Interventionen bezogen seinen Sport mit ein, das Basketballspiel. Sie wurden zur Metapher für die Fähigkeit des Jungen, erfolgreich „Körbe schießen“ zu können und darauf stolz sein zu dürfen. Letztlich wurde befunden, habe seine Exfreundin es sich selbst zuzuschreiben, dass er auch ihr einen „Korb“ geben musste.

Benennen möchte ich noch zwei Voraussetzungen für eine effektive Krisenintervention:

1. Die Kooperation und Vernetzung aller am Krisenfall beteiligten Personen und Institutionen.

Da „Neuhland“ als Kriseneinrichtung an der Schnittstelle zwischen Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie tätig ist, sind die Kooperationspartner Kriseninterventionszentren, niedergelassene Jugendpsychiater, Kliniken, Jugendämter mit allen Fachdiensten.

2. In der unmittelbaren therapeutischen Krisenintervention bewährt hat sich ein methodenübergreifender Interventionsstil, der zu Beginn klar strukturierten Handlungsprinzipien folgt und im weiteren Behandlungsprozess in eine Therapie münden kann.

Ich selbst arbeite gern ressourcenorientiert.

Gestatten Sie mir noch eine Bemerkung zu den Voraussetzungen, die Professionelle erfüllen sollten, die mit Suizidgefährdeten arbeiten:

- Die Fähigkeit und den Mut, nahe an die Krise heranzugehen, dabei die Fähigkeit zur Abgrenzung beibehalten können
- Keine Abhängigkeit von Bestätigungen oder Dankbarkeit des Klienten
- Ein gehörig Maß an Flexibilität sowohl persönlichkeits- als auch
- Methodenbezogen
- Humor
- Angstfreiheit; Klienten spüren, wenn der Therapeut aus Angst wichtige Problembereiche ausspart
- Gegenübertragungsreaktionen, z.B. Wut, Ohnmacht, Verzweiflung, Angst, verstehen und nutzen
- Bereitschaft zur Supervision und Fortbildung, Teambesprechung, kollegiale Beratung

- Klienten nicht übermäßig schonen, ihnen nicht jede Initiative abnehmen
- Ressourcenorientiert arbeiten.

Grenzen der Verantwortlichkeit

Die Kriseneinrichtung Neuhland wird gelegentlich von Schülern in Begleitung einer Lehrerin oder eines Lehrers aufgesucht. Im Gespräch kristallisiert sich dann heraus, dass eine enge, schon länger andauernde und vertrauliche Beziehung entstanden ist. Sinn und Zweck dieser Beziehung zentrieren sich um die Verhinderung einer Suizidhandlung – oder etwa nicht?! Diese Annahme ist aus der Perspektive der Lehrer gesichert, wie steht es aber mit der Perspektive und dem Erleben der Schüler?

Das folgende Fallbeispiel thematisiert die Grenzen der Verantwortlichkeit seitens der Helfer:
Eine 16-jährige Schülerin – ich nenne sie hier Jenny – steht mit ihrer Lehrerin vor der Tür. Im Gespräch wird schnell deutlich, dass Jenny von mir nichts will. Sie ist in Mimik, Gestik und Körpersprache gänzlich auf ihre Lehrerin bezogen. Meiner Bitte, zunächst ein Zweiergespräch mit ihr führen zu dürfen, wird zwar entsprochen, bleibt aber ergebnislos hinsichtlich meiner Erwartungen: Nämlich erstens möglichst rasch die aktuelle Suizidgefährdung einschätzen zu können und zweitens der Jugendlichen die Scham zu ersparen, vor ihrer Lehrerin Problematisches, Heikles oder Intimes aussprechen zu sollen.

Jenny kann im Einzelgespräch sagen, dass sie nicht hier sein will – hier in der Beratungsstelle –, sondern dass es der Wunsch ihrer Lehrerin ist. Jenny hält nichts von Gesprächen, sprechen hilft nicht. Am Vortage wollte sie sich umbringen, aber die Einnahme verschiedener Substanzen hätte nichts gebracht. Das sei für sie unbefriedigend, weil sie lieber sterben als leben wolle.

Jennys Antwort auf meine Frage, welches Mittel sie gewählt habe um zu sterben, erlaubt erste Hinweise auf mögliche Zusammenhänge zwischen Drogenkonsum und Suizidimpuls. Direkt angesprochen auf den Drogenmix reagiert Jenny mit einem heftigen Affekt. Sie will auf der Stelle gehen.

Im Einzelgespräch mit der Lehrerin bestätigt diese, dass Jenny schon länger multiple Drogen konsumiert. Sie wollte die Schülerin aber damit nicht konfrontieren aus Angst, Jenny würde ihr das Vertrauen wieder entziehen.

Im Hintergrund existiert eine extrem belastende Familienkonstellation, die ich hier nur andeuten möchte: Jenny managt zu Hause alles, sie schützt die psychisch kranke Mutter und kümmert sich an ihrer Stelle um die jüngere Schwester. Der Vater fehlt.

Die Lehrerin hat die psychischen Belastungen, den negativen Dauerstress, unter dem Jenny steht, erkannt. Sie hat stellvertretend für die Mutter den Platz eines guten, verlässlichen, vertrauenswürdigen und hilfreichen Objekts eingenommen. Sie ließ sich von Jenny mit diesen Eigenschaften „besetzen“, und sie wurde damit zum Rettungsanker für Jenny. Nur konnte sie nicht ermessen, welche Konsequenzen die Einnahme dieser Rolle im Schlepptau nach sich zog:

Der letzte Schultag vor den großen Ferien steht vor der Tür, die Lehrerin will ihren wohlverdienten Urlaub antreten. Jenny reagiert mit dem erwähnten Suizidversuch. Sie teilt verschlüsselt mit: „Wenn du mich jetzt verlässt, sterbe ich. Wenn du das tust, bringe ich mich um, und du bist schuld daran. Du kannst mich dann beweinen, aber dann ist es zu spät ...“

Diese nicht ausgesprochenen, jedoch in der Beziehungsdynamik hoch wirksamen Botschaften kommen bei der Lehrerin an. Das erklärt den immensen Handlungsdruck, unter dem sie steht und der sich spürbar in der Atmosphäre des Krisengesprächs niederschlägt.

Jenny hat ihre Lehrerin fest im Griff. Diese ist zu einem manipulierbaren Objekt geworden. Analog spricht Jürgen Kind, der sich in seinen Veröffentlichungen speziell mit der Gegenübertragung auf Therapeutenseite befasst, von „manipulativer Suizidalität“.

Jenny befindet sich in einer existentiellen, psychischen Notlage angesichts der bevorstehenden Beziehungspause, in der die Lehrerin ihr nicht zur Verfügung stehen wird.

Für „sicher gebundene“ Jugendliche, um ein Ergebnis der Bindungsforschung heranzuziehen, wäre das kein Problem. Anders für Jenny. Denn sie hat schon früh erfahren müssen, dass in ihrer Umgebung emotional nichts sicher und verlässlich war, ein „good-enough-mothering-milieu“ nicht zur

Verfügung stand. So konnten die zum Aufbau einer inneren Struktur notwendigen Entwicklungsschritte nicht gelingen. Z.B. die Fähigkeit des Denkens und Fühlens in Symbolbildern, auch „Symbolisierungsfähigkeit“ genannt. Diese wird herausgebildet in sehr frühen Entwicklungsphasen, ca. ab dem 18. Lebensmonat eines Kindes. Das Kind beginnt, eine zeitlich begrenzte Trennung von seiner Bindungsperson zu ertragen. Das, was ertragen werden kann, ist die positive Vorstellung, dass die Bindungsperson nicht verloren geht. Sondern sie kann „gedacht“, kann imaginiert, werden. So entsteht allmählich ein psychischer Bedeutungsraum, ein „potential space“ (Winnicott), in welchem unerträgliche Angst gebunden und integriert werden kann. Das Gelingen dieser Entwicklungsstufe ist u.a. deshalb so wichtig, weil es als ein bedeutsames Element die Fähigkeit zur Distanzierung ermöglicht. Distanzierung kann von einem bedrohlichen Situationsdruck entlasten. Mit dieser Kompetenz ausgestattet sind Jugendliche weniger suchtanfällig.

Wir sehen oft Jugendliche wie Jenny, bei denen die Symbolisierungsfähigkeit nicht ausgebildet wurde. Diese Jugendlichen nehmen die Umwelt im hohen Maße **konkret** wahr, sie können nicht anders. **Konkretismus** bedeutet den Verlust der Fähigkeit, Erfahrungen einzuordnen und auf ein anderes Objekt übertragen zu können. So hat alles Bedrohliche Wirklichkeitscharakter, bleibt unverdaut, führt zu inneren Panikzuständen und muss – wie auch immer – externalisiert werden, um das Selbst vor Dekompensation zu schützen.

In der Folge wird verständlich, warum Jenny so verzweifelt um die reale Präsenz der Lehrerin kämpft: Sie hat Angst, dass die Lehrerin, so bald sie weg ist, auch weg bleibt, sie hat Objektverlustangst. Deshalb diente der Suizidversuch dem Wunsch, die Lehrerin möge da bleiben – er diente der Objektsicherung.

Was die Lehrerin aufgrund der Rolle, die sie gegenüber Jenny einnahm, nicht mehr vermochte, oblag nun mir als Außenstehender, als sozusagen triangulierender Dritter, mit der Chance, die festgefahrene Krise zu entflechten.

Es wurde eine weitere Jugendhilfeeinrichtung, eine Drogenberatungsstelle mit stationärer Aufnahmemöglichkeit, hinzugezogen, die schlussendlich die staatliche Jugendbehörde einschaltete, nachdem Jenny sich auf nichts mehr einlassen wollte, aber weiterhin als hoch suizidgefährdet und labilisiert durch unkontrollierten Drogenmissbrauch galt.

Auch hinter der manipulativen Suizidalität verbirgt sich ein Beziehungswunsch, der sich aufgrund einer unvollständig ausgebildeten Selbststruktur nur so, so destruktiv und vehement, Ausdruck verschafft und die sehr freundlichen, sehr um Wiedergutmachungsgesten bemühten Helfer und Helferinnen mit in den destruktiven Strudel ziehen kann.

Die Grenzen der Verantwortlichkeit sollten im Verlauf der Krisenerkennung, ihrer Ausprägung und der suizidalen Gefährdung früh gezogen werden. Konkret heißt das als erstes, dass eine Geheimhaltung immer hoch riskant ist.

Wir werden oft von Jugendlichen und eben auch von ihren Vertrauenspersonen – Lehrern, Erziehern, Familienangehörigen, Freunden – aufgesucht, die um Anonymität bitten und die sich an die ihnen auferlegte Geheimhaltungsverpflichtung moralisch gebunden fühlen.

Diese Vertrauenspersonen reagieren erleichtert, wenn wir ihnen den Geheimhaltungsdruck abnehmen, ihnen die möglichen Folgen vor Augen führen, falls eine Suizidhandlung erfolgen würde. Sie würden sich in diesem Fall sehr wahrscheinlich Selbstvorwürfe machen, dass sie nicht rechtzeitig professionelle Hilfe eingeholt oder wichtige Bezugspersonen, z.B. Eltern oder ein nahe stehendes, erwachsenes Familienmitglied einbezogen haben. Hinzu ist zu bedenken, dass die Jugendlichen fast immer Hilfsappelle signalisieren, indem sie sich mit ihrem „Geheimnis“ anvertrauen.

Z.B. berichten uns Eltern, sie hätten eine einschlägige Tagebucheintragung ihrer Tochter vorgefunden. Wir können annehmen, dass diese gefunden werden sollte, damit die Not erkannt wird und Hilfe einsetzen kann. Selbst, wenn die Tochter voller Empörung reagiert.

Die Grenzen der Verantwortlichkeit zu erkennen heißt also zweitens, rechtzeitig professionelle Hilfe einzuholen.

Die Erfahrung lehrt, dass die Krisenintervention Professioneller den Betroffenen die Distanzierung von Suizidgedanken ermöglicht. Denn die professionelle Funktion beinhaltet u.a., die als bedrohlich und

verzweifelt erlebten, inneren und äußeren Belastungsfaktoren zu identifizieren, sie beim Namen zu nennen.

Denken Sie an das Märchen vom **Rumpelstilzchen**. Rumpelstilzchen wollte als Dank für seine Hilfe, Stroh zu Gold gesponnen zu haben, am Ende das Beste von der Müllerstochter und späteren Königin haben, nämlich ihr Kind. Es sei denn, ihr gelänge es, seinen Namen zu erraten, dann würde er auf dieses Opfer verzichten. Als die Königin mit der Unterstützung eines Helfers seinen Namen nennt, hat sie ihr Kind – einen Selbstanteil und Hoffnungsträger – gerettet.

Rumpelstilzchen könnte subjektstufig als ein Selbstanteil der Königin betrachtet werden, der sich unmäßig, gerissen, heimlich und erpresserisch geriert. Mit diesen Eigenschaften ausgestattet verbleibt er lieber im Schatten, im Unbewussten. Dass er sich am Ende selbst zerreißt, könnte im übertragenen Sinne heißen, dass er sich seiner negativen Energien als heimlicher Bösewicht entledigt, weil sein Schattendasein überflüssig geworden ist. Rumpelstilzchens Energie an sich ist aber nutzbar und transformierbar. Mit dieser vitalen Energie ausgestattet hat die Königin ihr psychisches Selbst um einen wichtigen Bestandteil erweitert. Sie erlaubt sich, nun auch mal böse zu werden, sich zur Wehr zu setzen, raffiniert zu sein. Mit anderen Worten hat sie eine lebensbedrohliche Krise überwunden.

Wie steht es nun um die Grenzen der Verantwortlichkeit von Fachdiensten und Experten? Sinngemäß gilt auch hier: Die notwendige Voraussetzung für eine effektive Krisenintervention erfordert von uns die Bereitstellung eines Beziehungsraums, in welchem Pendelbewegungen stattfinden: Der Ausschlag des Pendels geht nahe an das Krisenerleben des Jugendlichen heran und beizeiten auch wieder zurück, um die Position einer Distanz, einer Metaebene einnehmen zu können. Wirksam ist, wer dies beherzigt.

Kontakt:

Anita Pachaly
Beratungsstelle Neuhland e.V.
Nikolsburger Platz 6
10717 Berlin

Literatur

Erikson, E.: Jugend und Krise, Stuttgart 1980.
Hampel, P. et al.: Studienergebnisse zu geschlechtsspezifischem Copingverhalten Jugendlicher (sinngemäß) in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, Heft 1/2008, S. 21 ff., Vandenhoeck und Ruprecht.
Kind, J.: Suizidal. Die Psychoökonomie einer Suche, Vandenhoeck und Ruprecht, 1992.
Ringel, E.: Selbstmord. Appell an die anderen, München 1989.
Stengel, E.: Selbstmord und Selbstmordversuch, Frankfurt 1969.
Winnicott, E.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, Frankfurt 1984.